

## **Predigt für Einsteiger Nr 1: Warum wir in Rohrbach Gott gehören wollen**

(Predigt zur Osternacht. Sie findet jeweils am Samstag vor Ostern um 21.00 statt)

Liebe Gemeinde

Die Osternacht war die wichtigste Feier der alten Kirche. Wer im Lauf des Jahres zur Gemeinschaft der Christen hinzugekommen war, wer Vertrauen gefasst hatte zu Jesus und in seiner Lehre unterwiesen worden war, konnte sich in dieser Nacht taufen lassen – und zwar nur in dieser Nacht. In jener geheimnisvollen Zwischen-Zeit, in welcher der Tod Jesu bereits zurücklag und der Ostertag noch nicht angebrochen war, stiegen jene Leute aus ihrem Alltag aus, stiegen ins Wasser, setzten ein Zeichen und gaben sich dabei Rechenschaft ab über eine ganz grundlegende Frage.

Die Frage lautet: Wem gehöre ich?

Wenn wir heute auf der Strasse Leute dazu interviewen würden, dann würden wir wohl Erstaunen ernten. „Ich?“ würde manch einer sagen „Ich gehöre niemandem.“ Aber das wäre eine ziemlich oberflächliche Antwort. Denn in Wirklichkeit setzen wir uns tagtäglich ein für einen Beruf, eine Familie, für Freunde und Vereinskameraden. Meinen wir wirklich, wir täten all das, wenn wir „niemandem“ gehören würden? Wie sähe wohl unser Leben aus, wenn es so wäre? Wenn wir uns locker über Abmachungen, Verträge und Verbindlichkeiten hinwegsetzten, da wir doch „niemandem“ gehören? Niemand von uns lebt so.

„Ich gehöre meiner Familie, meinen Freunden, meinen Aufgaben, meiner Verantwortung“, so könnte eine weitere Antwort lauten auf unsere Frage. Wer so spricht, ist sich bewusst geworden, dass jeder Entscheid im Leben seine Verpflichtung mit sich bringt. Und dass jede Verpflichtung Ansprüche an mich stellt. Das braucht auch nicht schlecht zu sein, denn es gibt viele gute Dinge, auf die wir uns verpflichten können. Aber gerade darin liegt oft auch unser Problem: Wir haben eine Menge Aufgaben zu erledigen, es werden mit den Jahren immer mehr und alle sind wichtig. Wenn wir eine davon vernachlässigen, dann kracht's. Dann werden wir entlassen, geschieden, abgesetzt oder hinausgeworfen. Es ist schwierig, Diener und Dienerin vieler Herren zu sein; es gibt kein erfülltes Leben, wenn wir unseren Aufgaben gehören.

Also sagen viele: „Ich gehöre mir selbst.“ Dann kann man wenigstens nicht viel falsch machen – denken sie ... Aber wer sich selbst schon einmal ein wenig auf die Schliche gekommen ist, weiss, dass dies die schlimmste Variante von allen ist. Mir selbst gehören? Meinen Launen, meinen Süchten, meinen Komplexen ausgeliefert sein? Ich kann doch mein Handeln meistens am schlechtesten selbst beurteilen, komme oft als Letzter auf Einsichten, die andere über mich längst gewonnen haben. Mir gehören? ... und mir, wenn's mir gut geht, selbst auf die Schulter klopfen müssen – wenn's mir aber schlecht geht kein gutes Haar an mir lassen. Wer sich selbst gehört, hat einen unberechenbaren Meister gewählt und ist den eigenen Launen gnadenlos ausgeliefert.

Liebe Gemeinde – im Ernst: Wem gehören wir?

Die Taufe war das sichtbare Unterpfand dafür, dass wir Gott gehören, und in dieser letzten Verankerung liegt eine Freiheit, die es sonst auf keinem anderen Weg gibt. Als Jesus auf der Erde wirkte, hat er niemanden getauft, auch seine Jünger nicht. Er hat sie vielmehr in die Nachfolge gerufen und sie dabei aus irdischen Aufgaben und Ansprüchen

herausgelöst. Diese Leute wussten, dass sie in der Gemeinschaft Jesu zu Gott gehörten, und sie erfuhren, dass ihnen das Mut, Kraft und Freiheit gab in allem, was sie taten. Nach dem Tode Jesu war nicht mehr so klar, ob Gott uns wirklich annimmt. Denn es ist eine Sache, Gott gehören zu wollen, ein andere ist es, ob er uns haben will.

Als sich Jesus durch Johannes den Täufer taufen liess, berichten die biblischen Zeugnisse von einer Stimme, die man vernommen habe: „*Dies ist mein Sohn, ihm gilt meine Liebe, ihn habe ich erwählt.*“ (Matthäus 3, 17). Mit dem Auftrag des Auferstandenen, Menschen aller Völker und Länder zu taufen ist diese Zusage gewissermassen auf allen Menschen übergegangen. Die christliche Taufe ist nicht mehr dasselbe wie die Busstaufe des Johannes; in ihr geht es um die Zusage, die Jesus bekommen hat: Du bist für Gott der geliebte Sohn, du bist die geliebte Tochter.

Wenn dieses Zeichen von Gottes Liebe bei uns ankommt, beginnt es, unser Leben zu verändern. Es beginnt uns zu prägen, es gibt uns Kraft es wird für uns wahr. Es wird überliefert, dass Luther in seinen grössten Anfechtungen mit einem Stück Kreide auf eine Schiefertafel geschrieben haben soll: *Ich bin getauft*. Mit diesem Wissen, letztlich dem Höchsten zu gehören, ihm verpflichtet, aber auch von ihm gehalten zu sein, hat er es mit allen irdischen Herausforderungen und Widerständen aufgenommen, hat Fehler gemacht und sie eingestehen können, hat gehofft, wo andere nur noch resignieren konnten. Denn er gehörte nicht niemandem, so dass es egal gewesen wäre, ob es ihn überhaupt gibt. Er gehörte nicht den anderen, so dass sie über ihn hätten verfügen können und ihn für ihre Zwecke einspannen. Und er gehörte nicht sich selbst, so dass er seinen eigenen Schwächen und Launen ausgeliefert gewesen wäre. Er gehörte Gott, und das gab ihm die Kraft, zu dienen und sich einzusetzen und dennoch unabhängig und frei zu bleiben.

Die meisten von uns sind als Säuglinge getauft worden. Gut an diesem Brauch ist, dass wir schon früh das Zeichen von Gottes Liebe und Annahme bekommen, viel früher als wir etwas dafür bieten können. Nachteilig daran ist, das wir ein solches Zeichen in diesem Alter noch nicht bewusst wahrnehmen und in der Regel auch nie mehr befragt werden dazu. Und so missverstehen wir Gottes Liebe als das, was sie gerade nicht ist, nämlich als eine Selbstverständlichkeit, eine Tradition, ein Ritual ohne Folgen. Das Leben hält so viele Aufgaben für uns bereit und spannt uns für so manches ein ... wer will da noch nachgrübeln über etwas, was scheinbar einfach so dazugehört

Aber manchmal führen uns Erlebnisse und Erfahrungen zu den alten Wahrheiten zurück: Manchmal merken wir einfach, dass Gott sich bei uns meldet, dass er uns nahe ist, dass er sich zum Thema macht. Wir werden ihn nicht los, stolpern immer wieder über seine Zeichen, wissen um seine Nähe. Und eines Tages möchten wir ein Zeichen dafür setzen, dass es so ist. Dass wir ihm vertrauen und ihm unser Leben anvertrauen wollen.

Manchmal wissen wir im Wirrwarr der vielen Möglichkeiten den rechten Weg nicht mehr, und wir wünschen uns in all den Stimmen und Ratschlägen so etwas wie einen Weg zum wahren Leben. Und wir möchten ein Zeichen setzen dafür, dass wir ihn bei Jesus finden.

Vielleicht leiden wir auch an einer Situation, in der wir hilflos und ungeschützt sind. Wir sehnen uns nach einem Freund und Begleiter, der seine schützende Hand über uns hält. Und wir möchten ein Zeichen der Hoffnung setzen, dass es ihn gibt und er für uns da ist.

Heut Abend werden wir Gelegenheit geben, unsere Taufe zu bestätigen. Im Anschluss an diese Predigt werden wir einen meditativen Teil mit Musik, Textlesungen und Gesängen des Chors durchführen. Er soll Zeit geben, uns auf Gott und auf Ostern auszurichten. Er soll Gelegenheit bieten, verhärtete Schalen in unserem Leben aufspringen zu lassen, neue Kapitel aufzuschlagen, und in der Nacht einem neuen Morgen entgegenzuwachen. Wer will, darf in dieser Zeit nach vorne kommen, eine Schwimmkerze am Osterlicht anzünden und sie zur Bestätigung seiner Taufe im Wasserbecken schwimmen lassen. Denn Du bist getauft, du gehörst Gott – und er gibt dir neues Leben. Du wirst nicht austrocknen im Alltag, du wirst nicht untergehen in stürmischen Zeiten und keine Nacht wird das Licht deines Glaubens verschlucken können. Wenn du dir das bezeugen willst, dann komm anschliessend nach vorne und setz dein Zeichen. Amen

### **Predigt für Einsteiger Nr 2: Warum wir in Rohrbach alte Zöpfe predigen**

(Predigt zu einem Gottesdienst für Gross u Chly (GuC). GuC's finden ungefähr monatlich statt)

Liebe Gemeinde

In der kirchlichen Unterweisung, wie wir sie in Rohrbach in der 5. Klasse durchführen, geht es um alte Zöpfe. Wir lehren die Kinder, Bibelverse in der Bibel zu finden, lassen sie das „Unser Vater“ auswendig lernen, erzählen ihnen von Ostern und Pfingsten; und die Botschaft, die wir ihnen mit auf den Weg geben ist uralte – so alt, wie die Geschichte von Noah und seiner Arche!

#### **Es gibt einen Gott, und der will nicht, dass wir untergehen.**

Der Satz entstand in einer Welt, die tagtäglich bedroht war durch Naturkräfte und Krankheiten. Im Altertum war der Mensch unzähligen Gefahren schutzlos ausgeliefert, die wir so gar nicht mehr kennen. Umso gewichtiger muss damals die Erfahrung von Schutz und Bewahrung gewesen sein. Dass es einen Gott gibt, der nicht will, dass wir untergehen – eine solche Zusage gab Kraft und Mut zum Leben, ja, mehr noch: zu einem Leben, das nicht nur auf sich selbst schaute. Wenn der Höchste mich beschützt, kann ich es mir meinerseits leisten, die Geringen und Niedrigen zu schützen. Eine gute Botschaft – in der Welt vor fünftausend Jahren ...

Aber wir leben nicht mehr zu jener Zeit. Die Menschheit hat sich weiterentwickelt. Es gibt zeitgemässere Sätze für uns und unsere Kinder:

#### **(Es gibt einen Gott) Wir dürfen nicht untergehen.**

Der Vorteil dieser Umformulierung liegt darin, dass wir jetzt selbst verantwortlich werden für das Schicksal der Menschheit und der Erde. Wer alles Wesentliche von Gott erwartet, steckt vor den Problemen, mit denen wir es zu tun haben, leicht den Kopf in den Sand. Erst wer Gott in Klammern setzt und das Nötige selbst anpackt auf Erden, kann helfen, dass diese Welt bleibt ... Andererseits: Sehr viel hat dieses Motto zur Rettung der Welt bislang nicht beigetragen. Im Bestreben, unser Schicksal mit Hilfe der Technik selbst in die Hand zu nehmen, haben wir neue Probleme geschaffen, die wir schlicht und einfach an

die nächste Generation delegieren. Vielleicht sollten wir unseren Kindern deshalb einfach ein anderes Motto mitgeben – eines, bei dem wir uns nicht zu wichtig nehmen. Wie wär's mit:

**Es gibt keinen Gott – und wir werden untergehen.**

Wenn wir mal so nüchtern geworden sind, lässt sich auch mit einem solchen Satz ganz passabel leben. „Lebe jeden Tag so, als wäre es dein Letzter“ – „Gib jedem Tag die Chance, der schönste deines Lebens zu werden.“ An solchen Sätzen halten sich viele Menschen. Die Erfahrung aber lehrt uns, Kindern gegenüber mit solchen Sprüchen vorsichtig zu sein. Die glauben uns das nämlich und nehmen es ernster als uns lieb ist. Und auf einmal wollen sie keine Lehre machen, sich mit fremdem Geld durchfüttern lassen und sich den Kopf mit Alkohol und Drogen zudröhnen ... denn, wie hiess es doch so schön: Lebe jeden Tag so, als wäre es dein Letzter.

Wir brauchen ein anderes Motto, das zeitgemäss ist und die Kinder zugleich aufs wahre Leben vorbereitet. Wie wäre es zum Beispiel mit:

**Es gibt einen Gott. Er hilft denen, die nicht untergehen**

Das ist doch jetzt mal ein guter Satz. Der motiviert einem doch, etwas zu wagen und vollen Einsatz zu geben. Wer sich nicht unterkriegen lässt, hat Gott auf seiner Seite, wird zum Siegertypen, zieht Erfolg magisch an und hat Gott auf seiner Seite.

Das Problem besteht nur darin, dass es nie nur Sieger geben kann, und bei jedem Wagnis kann man auch verlieren. Das Leben hält für alle Menschen Erfahrungen des Scheiterns bereit. Wir können untergehen, das ist eine Tatsache. Wenn wir in diesen Fällen dann auch noch Gott gegen uns haben, weil er ja den Erfolgreichen hilft, dann haben wir ausgerechnet den verloren, der uns vielleicht noch am ehesten aus dem Sumpf ziehen könnte.

Nein, wir brauchen einen anderen Satz, einen, der so zeitgemäss ist, dass er auch die Möglichkeit des Scheiterns aufzufangen vermag. Zum Beispiel:

**Es gibt einen Gott, und der will nicht, dass wir untergehen**

Und am Ende meines Gedankenspiels wird nun auch klar, weshalb wir den Kindern die alten Wahrheiten mit auf ihren Weg geben. Und es wird auch klar, weshalb Sie sie immer noch in die Kirchliche Unterweisung schicken: Weil es sich in unserer Lebensgeschichte auswirkt, woran wir Menschen glauben, und weil es in den biblischen Berichten von Jesus einen Gott zu entdecken gibt, der bis heute nicht will, dass wir untergehen. Amen

## **Predigt für Einsteiger Nr 3: Warum wir in Rohrbach zu einer unvollkommenen Kirche stehen**

(Predigt zu einem auswärtigen Gottesdienst des Evangelischen Gemeinschaftswerks EGW)

Text: Epheser 2, 17-22:

„17 Jesus Christus ist in diese Welt gekommen und hat Frieden verkündet – Frieden für euch, die ihr fern von Gott wart, und Frieden für die, die das Vorrecht hatten, in seiner Nähe zu sein. 18 Denn dank Jesus Christus haben wir alle – Juden wie Nichtjuden – durch ein und denselben Geist freien Zutritt zum Vater. 19 Ihr seid jetzt also nicht länger Fremde ohne Bürgerrecht, sondern seid – zusammen mit allen anderen, die zu seinem heiligem Volk gehören – Bürger des Himmels; ihr gehört zu Gottes Haus, zu Gottes Familie. 20 Das Fundament des Hauses, in das ihr eingefügt seid, sind die Apostel und Propheten, und der Eckstein dieses Gebäudes ist Jesus Christus selbst. 21 Er hält den ganzen Bau zusammen; durch ihn wächst er und wird ein heiliger, dem Herrn geweihter Tempel. 22 Durch Christus seid auch ihr in dieses Bauwerk eingefügt, in dem Gott durch seinen Geist wohnt.“

Liebe Gemeinde,

Drei Architekten, die gemeinsam studiert hatten, gingen in ein fremdes Land, um sich dort mit einem herausragenden Bauwerk einen Namen zu schaffen. Man hatte vernommen, dass ein dortiger Herrscher ehrgeizige Bauvorhaben durchführte, für die er Fachleute von weit her kommen liess. Als sich die drei dort vorgestellt und ihre Pläne und Ideen ausgebreitet hatten, schwieg der Herrscher lange. Schliesslich sprach er: „Ihr scheint wahrlich zu den Meistern eures Fachs zu gehören, also erteile ich Euch einen Auftrag, an dem sich Eure Meisterschaft erweisen soll: Erbaut mir ein Haus, in dem der Höchste unter den Sterblichen weilt; ein Haus, das so herrlich ist, dass Gott und Menschen darin zusammen wohnen!“

Die drei Architekten waren ob dieses Auftrags zunächst ratlos und besprachen sich beim Hinausgehen, welches ein Gebäude wohl eine solche schwierige Aufgabe erfüllen könne. Sie wurden sich nicht einig darüber und es kam in den folgenden Tagen und Wochen zu einem bösen Streit zwischen ihnen. Schliesslich standen sie wieder vor dem Herrscher, um ihm den Auftrag zurückzugeben. Dieser jedoch wollte sie nicht ziehen lassen. „Nicht ich habe euch hierher geholt,“ sprach er „Ihr seid selbst gekommen. Nun aber, da ihr da seid, werde ich euch nicht eher ziehen lassen, als bis ihr die Aufgabe, die euch gestellt ist, gelöst habt.“ Dann fuhr er fort: „Wenn ihr euch aber nicht einig werdet, auf welche Weise ihr als Werk gehen wollt, dann sollt ihr alle bauen – jeder nach seinen Vorstellungen. Ich werde die Bauwerke dann begutachten und feststellen, welches von ihnen die Bedingung erfüllt, die ich gestellt habe: Dass Gott und Menschen darin zusammen wohnen.“ Damit nun entliess er sie ans Werk.

Nach langen Monaten des Wartens erhielt der Herrscher Bescheid, dass alle drei Gebäude fertiggestellt seien und zur Begutachtung bereitstünden. So machte er sich mit einem kleinen Tross aus weisen Männern und seiner Leibwache auf den Weg zum ersten Bauplatz. Dort stand ein prunkvoller Tempel. Zinnen und Türme ragten in den Himmel und

schielen auf eine höhere und bessere Welt hinzuweisen. Die Türen aus schimmerndem Metall trugen kunstreiche Verzierungen, die Fenster zierten verwirrend reiche Muster aus buntem Glas. Von solcher Pracht überwältigt, blieb der Herrscher mit seinem Tross zunächst wie angewurzelt stehen. Dann jedoch raunte ihm einer der Weisen zu: „Wir wollen nun noch sehen, Herr, wer darinnen wohnt.“ Als sie ins Innere traten, kamen sie in einem hohen, grossen und kunstvoll gestalteten Raum. Er war ausgestattet mit prächtigen Bildern und kostbaren Holzarbeiten. Einige wenige Menschen, kunstverständige Leute, ergötzen sich an dem herrlichen Werk. Ansonsten jedoch war der Raum leer. „Wo sind die Menschen?“ fragte der Herrscher.

„Sie haben sich bis anhin noch nicht zu kommen getraut,“ antwortete der Architekt vorsichtig, „aber ein goldenes Schild an der Tür heisst sie herzlich willkommen.“ Er räusperte sich „Ich bin überzeugt, dass sie nach und nach die Hemmungen verlieren werden.“ Da schüttelte der Herrscher langsam und traurig den Kopf: „Nein,“ sprach er „ich kenne meine Leute. Sie werden nicht kommen; der Raum mag würdig sein als Gottestempel – Menschen aber werden nicht heimisch werden hier.“ Und mit diesen Worten verliess er den Bau und machte sich auf zum nächsten Bauplatz.

Das zweite Haus war sehr gross und sehr schlicht. Es bestand aus Glas und Stahl und enthielt viele Räume auf vielen Stockwerken. Von aussen konnte man hineinsehen, und man erblickte Menschen an ihren Schreibtischen, die ohne Pause arbeiteten. „Wieso sind hier alle so fleissig?“ fragte der Herrscher nicht ohne Staunen. „Weil sie einander arbeiten sehen,“ erwiderte der zweite Architekt stolz. „Es ist ein zweckmässiges, ein ehrliches Haus,“ fuhr er fort „jeder sieht jeden, sie lächeln einander zu, sie beachten einander.“ „Ja,“ sprach da einer der Weisen „und sie beobachten einander, sie kontrollieren einander und sie treiben einander an.“ Der Herrscher sprach: „Wahrlich – ich sehe viele Menschen in diesem Gebäude. Wo aber ist Gott? Ihn finde ich nirgends.“ Dann verliessen sie den Ort.

Schliesslich kamen sie an den dritten Bauplatz. Als sie dort jedoch hinzutraten, fanden sie ein einziges grosses Wohnhaus, erbaut in der bescheidenen, unauffälligen Art der einheimischen Häuser. Daraus nun trat ihnen der dritte Architekt entgegen. Etwas verlegen wies er auf das Gebäude hinter sich: „Naja,“ sprach er „es ist alles etwas anders gekommen, als ich es geplant habe.“ Und als der Herrscher eine Erklärung von ihm forderte, begann er zu erzählen: „Ich wollte das schönste und grösste Haus von allen bauen – ein göttliches Werk, vollendet und dauerhaft. So begann ich nach dem Planen alsbald, ein starkes Fundament zu schaffen, denn ich hatte mir berichten lassen, dass der Regen und der Sturm hier des öftern arg wüten und den Untergrund aufweichen. Als ich den Boden befestigt hatte und gerade edle Hölzer und Marmor zum Aufbau der Mauern bearbeiten liess, brach ein Unwetter los. Wochenlang wütete der Sturm, die Flüsse traten über die Ufer und unterspülten alles, mehr als die Hälfte der Häuser im nahegelegenen Dorf wurden weggeschwemmt.

Da standen eines Tages Menschen auf dem Bauplatz, die ihr Obdach verloren hatten. Sie warteten vor meinem Fundament, das im Sturm unbeschadet geblieben war. Es dauerte nicht lange, da schlepten sie Überreste ihrer zerstörten Häuser herbei, Balken und Steine. Sie wollten sich hier eine neue Wohnstätte aufbauen, doch ich wehrte sie ab. Sie aber liessen sich nicht vertreiben und kamen immer wieder. Da konnte ich schliesslich ihrer Not nicht länger widerstehen und erlaubte ihnen, ihr Haus zu bauen. Ich änderte alle Pläne und half ihnen ein Gebäude zu entwerfen, das für alle von ihnen Platz bot. Bald war

es fertiggestellt, und die Menschen konnten einziehen. Seitdem vergeht kein Tag, an dem nicht Kinderlachen und Gesang durch die Gänge und Räume tönt. Für jene, die im Unwetter nicht das Haus, aber doch ihren Acker verloren hatten, richteten wir einen grossen Garten ein. Seither blüht und grünt er, und im Schatten seiner Büsche und Bäume ziehen sich die Menschen zur Mittagsruhe zurück.“ All dies hatte der Architekt geredet. Nun schweig er. Lange überblickte der Herrscher das Anwesen mit seinen Bewohnern, dem Garten, den Kindern und den Tieren. „Wahrlich“, sprach er schliesslich, „an diesem Ort wohnen Gott und Menschen zusammen.“ Dann segnete er das Haus kehrte in seinen Palast zurück.

Liebe Gemeinde, wenn wir "Kirche machen" wollen, dann wollen wir es in der Regel recht machen. Aller Reichtum, alles Wertvolle, die besten Gaben und Talente sollen eingefügt werden in den Aufbau einer Kirchengemeinschaft, damit alles zur Ehre Gottes dient. Aber eine Kirche, in der nur Sonnenseiten Platz haben, wird zu einem kalten und ungastlichen Ort. Zu einem Ort an dem sich ein paar gute Menschen gegenseitig auf die Schulter klopfen, statt dass Sünder gerettet werden. Solche Kirche gleicht dem ersten Bau in unserer Geschichte.

Andere Kirchen haben angefangen, intensive Programme zu entwickeln. Nicht nur die Sonntage des Lebens, auch der Alltag soll miteinander geteilt werden. Und damit ja alle irgendwo „eingebunden“ sind, entstehen Aktivitäten, Konzepte, Visionen und Ziele und vor lauter Beschäftigung kann es geschehen, dass Gott langsam aus dem Programm herausrutscht, dass er sich verzieht und wartet, bis wir nicht mehr so viel zu tun haben für seine Sache. Solche Kirche gleicht dem zweiten Bau in unserer Geschichte.

Wenn Gott bei einer Kirche ins Spiel kommt, dann geschehen die entscheidenden Begegnungen und Prozesse meistens ausser Programm; Weichen werden gestellt, ohne dass wir viel dazu tun können, Segen liegt auf Dingen, die wir nie so eingeplant haben. Darum danken wir ihm.

Gott baut in seinen Tempel tatsächlich das unvollkommene und unattraktive Baumaterial ein, das wir aus unseren zerbrochenen Lebensträumen, aus unseren verarmten Vorstellungen daherbringen. Nur Gott kann den Ramsch, den wir ihm da täglich anschleppen, zusammenfügen zu einem Haus, in dem Menschen erfülltes Leben finden. Und er tut es – darum loben wir ihn.

Ich glaube nicht, dass er dabei ein strategisches Konzept hat, und ich glaube auch nicht, dass wir ein solches herausfinden müssen. Aber ich glaube fest daran, dass Gott uns zu einem Tempel der Begegnung und der Gemeinschaft baut, wenn wir auf ihn hören, unsere Pläne von ihm durchkreuzen, abändern und erfüllen lassen. Darum bitten wir ihn.

Eine rechte Predigt mündet also ins Danken, ins Loben und ins Bitten. Ebendies wollen nun miteinander tun! Amen.

## Predigt für Einsteiger Nr 4: Woran Sie merken, dass Kirche ein Thema für sie werden könnte

(Predigt zu einem Gottesdienst in Leimiswil, sie finden ungefähr monatlich im Schulhaus Leimiswil statt)

Text: Apostelgeschichte 2, 42-47

„42 Was das Leben der Christen prägte, waren die Lehre, in der die Apostel sie unterwiesen, ihr Zusammenhalt in gegenseitiger Liebe und Hilfsbereitschaft, das Mahl des Herrn und das Gebet. 43 Jedermann in Jerusalem war von einer tiefen Ehrfurcht vor Gott ergriffen, und durch die Apostel geschahen zahlreiche Wunder und viele außergewöhnliche Dinge. 44 Alle, die an Jesus glaubten, hielten fest zusammen und teilten alles miteinander, was sie besaßen. 45 Sie verkauften sogar Grundstücke und sonstigen Besitz und verteilten den Erlös entsprechend den jeweiligen Bedürfnissen an alle, die in Not waren. 46 Einmütig und mit großer Treue kamen sie Tag für Tag im Tempel zusammen. Außerdem trafen sie sich täglich in ihren Häusern, um miteinander zu essen und das Mahl des Herrn zu feiern, und ihre Zusammenkünfte waren von überschwänglicher Freude und aufrichtiger Herzlichkeit geprägt. 47 Sie priesen Gott bei allem, was sie taten, und standen beim ganzen Volk in hohem Ansehen. Und jeden Tag rettete der Herr weitere Menschen, sodass die Gemeinde immer größer wurde.“

Liebe Gemeinde

Als Doktor Marti seinen Patienten Christian Dünser das erste Mal auf die unbekannte Ansteckung hin untersuchte, die diesen befallen hatte, notierte er sich am Schluss der Untersuchung folgende Stichworte auf das Krankenblatt:

- *Patient fühlt sich fiebrig und rastlos, Schlaflosigkeit, Kontrollverlust, euphorische Zustände, Realitätsferne*
- *Kann sich bei der Arbeit schlecht auf seine Aufgaben konzentrieren, wird abgelenkt durch Mitarbeitende. Entwickelt starke Vorstellungen, ihnen helfen zu müssen und zu können.*
- *Tendenzielle Gleichgültigkeit gegenüber Zahlen und Finanzen. Von seinem Naturell her eher sparsam und vorsichtig, gibt Patient sein Geld seit kurzem freimütig aus. Konflikte mit Partnerin nimmt er in Kauf.*

Darunter schrieb er erste Vermutungen zu einer medizinischen Diagnose – voller Lücken und Fragezeichen natürlich noch, dazu die Namen von verschiedenen Beruhigungsmitteln und anderen Medikamenten.

Angefangen hatte das Leiden seines Patienten Dünser ausgerechnet in einer Kirche. Im sonntäglichen Gottesdienst, den seine Frau und er ungefähr monatlich besuchten, war die Störung zum ersten Mal aufgetreten. Dünser fand während der Predigt nicht zu seinem



gewohnten Schlaf. Unruhig wälzte er sich in der Kirchenbank hin und her und hörte gezwungenermassen den Worten des Pfarrers zu. An jenem Sonntag verliess er die Kirche nicht entspannt und ausgeruht wie sonst, sondern seltsam aufgewühlt und beunruhigt. Am Nachmittag versuchte er dann, seine normale Verfassung wieder zu erlangen, indem er sich die Übertragung eines Fussballspiels ansah. Aber er kam nicht zur Ruhe. Statt das Spiel zu geniessen, ärgerte er sich über die rasch wechselnden Werbeplakate am Rand des Spielfelds. Sie waren ihm bislang nie sonderlich aufgefallen, und er hatte sich auch niemals darüber geärgert. Nun aber störte er sich daran, dass hier offenbar grosse Geldsummen in Werbung flossen, die gewiss an anderen Ort Besseres und Wichtigeres bewirkt hätten.

Am nächsten Morgen litt Dünser auf seiner Arbeit an Konzentrationsschwierigkeiten. Immer und immer wieder wurde er durch den Gedanken abgelenkt, dass sein Arbeitskollege in Scheidung stand. Dieser Sachverhalt war im Betrieb seit geraumer Zeit allgemein bekannt, nun aber beschäftigte er Dünser übermässig, so dass er fortwährend nach Möglichkeiten zum Helfen sann. Solche Gefühlsregungen nicht gewohnt, begann er, sich, sich ernsthaft Gedanken über seinen Seelenzustand zu machen: Schlaflosigkeit, veränderte Wahrnehmung, erhöhte Empfindsamkeit ...

Dann ereignete sich der äusserst peinliche Vorfall im Gesangsverein, in dem er seit Jahren Mitglied war. Dünser hatte sich dort durch regelmässige Besuche und fleissige Einsätze hervorgetan, und niemand hätte ihm nachsagen können, dass er je aus der Rolle gefallen wäre – weder in noch nach den Proben. Nun jedoch geschah es, dass er von einem Lied, das Gottes Grösse und Güte besang, derart berührt wurde, dass er in Tränen ausbrach. Als er die Peinlichkeit der Situation erkannte, verfiel er gleich darauf in unkontrolliertes Lachen. Nach diesem Abend legte ihm einer seiner Vereinskameraden nahe, ärztliche Hilfe zu suchen. Andere dagegen hegten die (falsche) Vermutung, Dünser hätte lediglich einen über den Durst getrunken. Noch wartete dieser mit einem Besuch beim Hausarzt und rang mit sich selbst – er fühlte sich keineswegs krank – im Gegenteil. Aber normal – so viel war sicher – war sein Zustand bestimmt nicht. Als er merkte, dass ihm nach und nach der Sinn für materielle Dinge abhanden kam, und dass er grosse Lust in dem Gedanken fand, Geld für irgendwelche Hilfsprojekte und Minderbemittelte auszugeben, entschloss er sich zum Besuch bei Marti, seinem langjährigen Vertrauensarzt.

Dieser setzt eine medikamentöse Therapie auf der Basis von Beruhigungsmitteln an, und mit der Zeit legten sich die Symptome wieder – Dünser kehrte in die Normalität seines bisherigen Alltags zurück, wurde bald wieder ganz der Alte und die seltsame Persönlichkeitsveränderung war nur noch Erinnerung.

Und doch ... in stillen Stunden fragte er sich, was aus seinem weiteren Weg wohl geworden wäre, wenn die geheimnisvolle Ansteckung in seinem Leben nicht vorübergegangen wäre. In jenen Augenblicken trauerte er der Wachheit, der Empfindsamkeit und der Freiheit nach, die er während der rätselhaften Krankheit empfunden hatte. Noch immer konnte er lebhaft nachempfinden, welche Gedanken ihn damals bewegt hatten, und noch immer konnte er diesen Gedanken eine gewisse Logik, sogar eine grundsätzliche Berechtigung nicht absprechen. Wenn sie sich nur im Alltag nicht so hinderlich, so gefährlich und so unberechenbar ausgewirkt hätten ...

Liebe Gemeinde, Pfingsten erzählt die Geschichte einer Gottes-Ansteckung. Und wenn wir deren Auswirkungen im Leben mit den Begriffen „normal“ oder „nicht normal“ bezeichnen müssten, dann wäre „normal“ sicher nicht das passende Wort. Schon ein oberflächlicher Blick in den Pfingstbericht der Apostelgeschichte macht dies klar, und seine Fortsetzung bestätigt das.

Es ist nicht normal, dass Menschen im Gottesdienst nach wirklichen Antworten für's konkrete Leben suchen. Die Bevölkerungszahl im Vergleich mit dem durchschnittlichen Gottesdienstbesuch zeigt das. Und es ist nicht normal, dass sich Menschen über Bedürfnisse und über die Befindlichkeit von anderen Personen aufhalten und sich nicht nur oberflächlich dafür interessieren. Wer schon einmal Schweres durchgemacht hat im Leben, wird das erfahren haben. Und es ist nicht normal, dass Menschen vom Gotteslob tief berührt werden, so dass ihnen Geld und materielle Güter nicht mehr so zentral am Herzen liegen – die ganze Wirtschaft beweist das. Aber was – oder wer – steckt dahinter, wenn Menschen auf einmal von einer neuen Lebensart gepackt werden und vieles grundsätzlich anders sehen? Was steckt dahinter, wenn Menschen etwas von ihrer Kirche erwarten, wenn sie sich für andere nicht nur oberflächlich interessieren und wenn ihnen ein innerer Reichtum wichtiger wird als äusserer Wohlstand. Das alles kommt nämlich bisweilen vor, und die Zeugnisse von Pfingsten behaupten, dass Gott selbst dahinter steckt, und dass es sich nicht um irgend eine seltene Krankheit handelt sondern um das Heil!

Denn – wenn wir es recht betrachten – falsch ist es nicht, was dabei mit uns geschieht. Im Grunde wissen wir, dass geistliches Desinteresse zwar normal ist, aber nicht wirklich ein Idealzustand (sonst würden nicht so viele nach den Ferien vom Glauben und der Religiosität fremder Völker schwärmen). Wir wissen, dass unsere Gleichgültigkeit anderen gegenüber normal ist, aber sicher nicht einfach richtig, und dass unsere Abhängigkeit vom Besitz normal ist, uns aber nicht frei und glücklich macht. Aber wenn Gott uns dann nahe kommt und unser normales Alltagsleben in Frage stellt, wehren wir uns gegen ihn, wie gegen eine Gefahr. Denn es würde sich dabei wohl etwas verändern, das nicht mehr einfach der Mehrheit entspräche. Uns würde eine neue Sicht, eine neue Ausrichtung und auch neue Aufgaben zugemutet, die nicht mehr alle teilen.

Pfingsten lädt uns ein, uns nicht zu wehren, wenn uns Gott im Schönen oder Schweren unseres Lebens, im Unauffälligen oder in der Krise nahe kommt. Denn anders als durch eine Art Ansteckung kommt Gottes Geist und sein Heil nicht in unser Leben.

Das Zeichen, das den damaligen Menschen und uns heute gegeben ist, ist das Abendmahl. Wir lesen im Predigttext *„Einträchtig hielten sie sich Tag für Tag im Tempel auf und **brachen das Brot** in ihren Häusern“* (V. 46)

Die Feier des Abendmahls hält uns wach auf das Neue hin, das mit Jesus begonnen hat, es schenkt uns Augen füreinander, weil jeder vom gleichen Brot isst und wir einander deshalb gegenseitig verpflichtet sind, und es sättigt uns mit Einfachem, weil es uns auf das verweist, was im Leben wirklich nötig ist.

Heute sind wir eingeladen, uns der Ansteckungskraft Gottes neu auszusetzen und am Abendmahl teilzunehmen. Fast 2000 Jahre ist die geheimnisvolle Geschichte des Heiligen Geistes bislang weitergegangen, hat Menschen berührt, erfasst und verändert ... Fortsetzung folgt. Amen.

## Predigt für Einsteiger Nr 5: Was wir in Rohrbach unseren KonfirmandInnen mit auf den Weg geben

(Predigt zu einem KUW-Abschlussgottesdienst. Die Konfirmation (von lat. festmachen, bestätigen; Taufbestätigung) heisst bei uns KUW-Abschlussgottesdienst, weil wir diese Feier mit keinem Bekenntnis- oder Taufzwang verbinden.

Thema: Was bin i wärt?

Liebe Konfirmandinnen und Konfirmanden, liebe Gemeinde

„Was bin i wärt?“ Seit Jahren habe ich mit Menschen zu tun, und seit Jahren begegne ich dieser Frage. Immer wieder. Zwar wird sie meist nicht so direkt gestellt, mehr indirekt ... aber wer einmal ein Gespür dafür hat, wird sie hinter vielen scheinbar belanglosen Bemerkungen, Kommentaren und Nebensätzen aufspüren: „Was bin i wärt?“ Offenbar treibt uns die Frage ein Leben lang um. Und glaubt jetzt nur nicht, der schwärmerisch-schöne Satz „Jeder Mensch ist unbezahlbar.“ sei die Antwort darauf. Auf diesen Satz habt ihr, liebe Vorbereitungsgruppe, in eurer Präsentation zu Recht verzichtet. Zwar würde die Aussage in eine sonntägliche Feier wie diese hier gut hineinpassen. Er wäre erbaulich und tröstlich. Aber das Leben hat nicht nur Sonntage, sondern vor allem Werktage, und in diesen zeigt sich, dass mit Menschen gerechnet wird, dass Menschen bewertet werden, dass Menschen einen Lohn verdienen, dass Menschen einen Marktwert haben. So gesehen ist mir eure Fragezeichen am Ende der Präsentation lieber als ein schöner Spruch. Wenn wir herausfinden wollen, was wir wirklich wert sind, genügen schöne Worte nicht; dann müssen wir einen Blick ins Leben selbst werfen, in eine Lebensgeschichte, in der wir vielleicht uns selbst erkennen.

Eine solche Geschichte möchte ich euch nun erzählen. Es ist die Geschichte von Vreni – aber der Name spielt nicht so eine wesentliche Rolle. Es könnte auch die Geschichte von Kevin sein. Oder jene von Naomi.



Vreni war einem Ehepaar geschenkt worden. Ganz überraschend. Die beiden waren überglücklich und nannten sie zärtlich „unser Gold-Vreneli“. Nie wäre es ihnen in den Sinn gekommen, ihr Vreneli nach Franken und Rappen zu bewerten oder es gar umzutauschen. Sie hüteten es und förderten es, sie freuten sich über sein goldiges Wesen und gaben ihm eine wichtige Bedeutung in ihrem Dasein.

Es war Vreneli selbst, das mit den Jahren von zuhause fort wollte. Sie nannte sich nun Vrene, ging in den Ausgang und versuchte dort, ihren Wert zu erkunden.

Sie merkte bald, dass sie durchaus gefragt war, und das war eine aufregende Erfahrung. Sie wurde umworben, begehrt und heiss geliebt – manchmal auch getauscht, aber das war nicht weiter schlimm. Denn noch war ihr Glanz nicht abgegriffen. Und so wie ihr erging es ja noch Tausenden von anderen Gold-Vrenelis, Gold-Kevins und Gold-Naomis.

Die Jahre vergingen, der Goldpreis hatte zugelegt und war mehr als um das Doppelte gestiegen, und mit Vreni wurde alsbald knallhart kalkuliert. Sie hiess nun Verena, hatte Karriere gemacht und war zu einem sicheren Wert geworden. Man holte sie an Bord, um mit ihr Gewinn zu erwirtschaften, man wollte erfolgreich handeln mit ihrer Hilfe. Ihr machte das nichts aus, denn sie hatte sich noch nie in ihrem Leben so wertvoll gefühlt, und das machte sie zeitweise wirklich glücklich.

Aber der Markt ist nichts Stabiles – die Goldpreise begannen wieder zu sinken, und andere Geldanlagen wurden attraktiver. Vreni – mittlerweile in die Jahre gekommen – hätte nichts dagegen gehabt, wenn man sie nicht dauernd verglichen hätte. Besonders darum, weil sie dabei jedesmal ein wenig schlechter abschnitt. Zum ersten Mal fragte sie sich, ob sie nicht lieber als Anhänger an einem Kettchen gelandet wäre. Sie hätte nämlich in früheren Jahren einmal die Möglichkeit dazu gehabt, aber damals war sie schleunigst fortgerollt, und hatte den Platz einer anderen Münze überlassen. Ihre Freiheit war ihr damals über alles gegangen. Jetzt hingegen, da ihr Stern am Sinken war, musste sie sich eingestehen, dass es mit dieser Freiheit nicht so weit her war.

Schliesslich fand Gold-Vreni doch noch einen Platz zum Bleiben. Ein älterer Herr erwarb sie, und sie hoffte, dass er sie als etwas Spezielles behalten und bewahren würde. Schliesslich musste er doch um die Besonderheit von altem Gold und um den Wert ihres Jahrgangs wissen. Aber leider hatte der ältere Herr einen schwachen Charakter. Ausserdem hatte er nur eine kleine Rente. So verschacherte er Vreneli eines Tages auf einer Bank und ging wieder einmal gediegen auswärts essen.

Hier verliert sich die Spur unseres Goldstücks, und ich kann mir vorstellen, dass während meiner Geschichte auch ein wenig Unmut aufgekommen sein mag: Man kann doch Menschen nicht mit Münzen vergleichen. Das ist doch daneben! Einverstanden, es ist ein wenig ein krasses Bild ... aber schaut Euch doch mal in der Alltagswelt um: Was geschieht denn auf dem Arbeitsmarkt anderes? Da wählt einer einen Beruf, und wenn er Glück hat, ist seine Tätigkeit nach der Lehre gerade gefragt. Dann ist er hoch im Kurs, wird als etwas ganz Besonderes behandelt und entsprechend umworben. Falls er Pech hat, sein Metier nicht gefragt ist, dann zahlt keiner für ihn. „Du bist zwar ein Lieber, aber ...“ Was bin i wärt?

Oder sprecht mal mit anderen über ihre Beziehungen. Da fragte ich vor ein paar Jahren einen Kollegen, ob er eigentlich noch keine dauerhafte Partnerschaft eingehen wolle, und er gab mir zur Antwort: „Nein, im Moment bin ich noch daran, den Markt zu checken ...“ Was bin i wärt? Tun wir doch nicht so, als sei es etwas ganz Ungeheuerliches, Menschen mit einem Gold-Vreneli zu vergleichen. Das läuft doch in unseren Köpfen längst so ab. Wir haben uns nur derart daran gewöhnt, dass wir es nicht mehr bewusst merken. Und vielleicht wollen wir es gar nicht merken, weil sich etwas in uns dagegen sträubt! Und eine Zeit lang können wir so tun, als sei alles ganz anders. Eine Zeit lang können wir uns den eigenen Wert tatsächlich durch Leisten, Kämpfen und Vergleichen sichern. Erst wenn wir nicht mehr mithalten können, wenn unser Marktwert sinkt, wenn unsere Kräfte schwinden, bekommen wir die andere Seite der Münze zu spüren. Wie viele ältere Menschen haben mir schon gestanden, dass sie sich wertlos fühlen. Und einige von ihnen kommen ins

Zweifeln, ob sie wirklich auf das Rechte im Leben gesetzt haben. Ob es nicht auch ganz andere Lebensformen und Lebensqualitäten jenseits von Leistung und Verdienst gegeben hätte.

Als Pfarrer auf eine solche bittere Lebensbilanz Antwort geben zu müssen ist nicht einfach. Da hätte schon vorher einiges anders laufen müssen. Da hätte schon vorher ein Anderer ins Spiel kommen müssen. Jesus sagt im Matthäusevangelium, dass es im Grunde nur zwei Herren gibt, denen Menschen her auf Erden dienen; und einem von beiden gehören wir, ob wir uns dessen bewusst sind oder nicht. Der eine ist Gott, der andere ist das Geld. (Matthäus 6, 24)

Christen glauben, dass Gottes Liebe ihnen einen Wert schenkt, den sie weder verdienen, noch erkämpfen noch verteidigen müssen. Es ist wie bei einem Goldvreneli, das an einer Kette zum Anhänger geworden ist. Es ist von einem Zahlungsmittel zu einem Schmuckstück geworden. Sein Wert wird ihm von dem gegeben, der es trägt. Anhänger von Jesus gibt es auch heute. Sie sind herausgekauft worden aus dem Markt durch seinen Tod am Kreuz. Sie erfahren sich als wertvoll, weil sie auf Gottes Liebe bauen und vertrauen. Ihr Einsatz im Leben geschieht nicht aus Leistungszwang, sondern aus Dankbarkeit.

Darum haben wir in den vergangenen Jahren eure KUW durchgeführt und führen sie mit anderen Klassen weiter durch. Darum haben wir über Jesus gesprochen, Darum haben wir eingeladen, ihm das Leben anzuvertrauen und bieten heute auch Möglichkeiten dazu. Weil wir uns selbst durch den Glauben anders verstehen lernen, und weil uns dieses Verständnis von Gott abhängiger von den Menschen aber freier macht. Was bin i wärt?

Die Wahrheit des Glaubens gilt heute Morgen allen, die sie zu hören bekommen. Das Geheimnis des Evangeliums ist zum Greifen nah und steht für (d)einen Lebensversuch offen: „*Ihr seid teuer (von Gott) erkauft; werdet nicht Sklaven von Menschen!*“ (1.Korinther 7, 23). Amen